

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 6

Artikel: Irmengard [Fortsetzung]
Autor: Balmer, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

10. Februar 1934

Rätsel auch du. Von Jakob Hess.

Stäubchen im Zeitenmeer
Gräme dich nicht!
Ueberall Sternenheer,
Dunkel und Licht;
Ueberall Wandertrieb,
Flucht vor dem Nichts,
Sehnsucht nach Glück und Lieb',
Wechsel des Lichts.

Fünklein im Weltenall,
Leucht' und verglüh!
Ueberall Ichzerfall,
Fiebernde Müh',
Kurz deines Lebens Spur,
Flüchtig dein Tag,
Furchtbar der Schicksalsuhr
Dröhnender Schlag.

Stäubchen im Zeitenmeer,
Fünklein im All,
Schöpfe dich kummerleer,
Leucht' im Zerfall.
Füg' dich dem Wirbel ein,
Frag' nicht, wozu?
Rätsel, oh Welt und Sein!
Rätsel, auch du!

Irmengard. Geschichtliche Erzählung aus dem alten Laupen von Hugo Balmer. 6

Roswitha reichte der Priesterin nun Honigwein in einem goldbeschlagenen Hornbecher und Irmengard einen Mund voll Fleisch vom Opfertier. Sie aß und trank; dann setzte sie sich wieder, sorglich in einen Mantel gehüllt von ihren Enkelinnen. Darauf schnitten Rupold und sein in allen Dingen gewandter Bruder Bernhard den mächtigen Braten in handliche Stücke. Die beiden Schwestern speckten diese an Holzstäbchen und reichten sie andern Mädchen zum Austeilen. Man aß und trank Met dazu. Die Frau Kastellan hatte für die Frauen einige Kannen voll ihres Honigweines gestiftet, der köstlich mundete. Hildegard ging mit ihrem Becher zu Armin und bot ihm zu trinken an, dann setzte sie sich an seine Seite. Damit bekannten sich die beiden vor allen als Brautleute. Sie waren nicht die einzigen, die an diesem Abend aus demselben Becher tranken. Man schrieb der Donarsfeier glückbringende Wirkung zu auf Herzensbündnisse.

Als die Opferfeier zu Ende war, zündeten die Burschen ihre Fackeln wieder an. Die Leute entfernten sich in Gruppen nach verschiedenen Seiten. Viele gingen zur Fähre hinunter. Helwig stützte sich auf ihre Enkel. Als aber der Weg eng und steil wurde, sagte Armin: „Großmutter, du hast mich hundertmal getragen. Laß mich es einmal vergelten.“ — Damit nahm er sie auf seinen Arm und trug sie mit sicherem Schritte bis in den Weidling. Die Greisin sagte: „Ich wünsche deiner Braut, daß sie auch einmal so leicht getragen werde von ihrem Enkel.“ — Irmengard und Roswitha setzten sich zu ihr. Auf einem zweiten

Brette nahmen Gertrud und Hildegard Platz. Diese lehnte den Kopf vertraulich an die Schulter ihrer zukünftigen Mutter. Zuvorderst auf dem Weidling, den Armin führte, stand Seiri mit einer Fadel. Die beiden andern Barken, die vom Vater und von Bernhard geführt wurden, waren stärker besetzt und mußten die Fahrt wiederholen, um die letzten herüber zu führen.

Dichte Wolken verhüllten den Himmel. Die Fadeln spiegelten sich im schwarzen Wasser und ließen die Finsternis ringsum nur noch tiefer erscheinen. Bald verschwanden sie, und die Stimmen der fröhlich Heimkehrenden verstummten. Nur die rauschende Saane sang noch ihr uraltes Lied in die stille Nacht.

VI.

Die Fähre wurde in dieser Zeit nicht nur von Leuten aus Bümpliz, Köniz, Wabern und weiter her viel benutzt, sondern auch von den Laupenern selbst, die ihre Vorräte an Salz, Wein, Spezereien und allerlei Kurzwaren erneuerten. Eines Tages brachten Leute, die mit ihren Saumpferden in Laupen nächtigten, die Kunde, in Murten sei ein ansehnliches Trüpplein Reiter angekommen und habe dort Quartier genommen. Der König fahre von Neuenburg her über die Seen. Jetzt galt es, die letzten Vorbereitungen zu treffen zum würdigen Empfang der Herrschaften.

Das günstige Wetter des folgenden Tages ließ keinen Aufschub befürchten. Männiglich zog das beste Gewand an, und die Mütter bearbeiteten mit Wasser und Kamm den

meist zahlreichen Nachwuchs, so daß etliche einander nachher fast fremd vorkamen. Man hatte die Burg herausgeputzt, Dächer gestrichelt, Lotterstälchen weggeräumt, vielen Unrat in die Senne geführt, den Weg verbessert bis zum Schlosse hinauf und die Löcher darin ausgefüllt. Das Eingangstor schmückten zwei Lannenbäume, dazwischen ein Blumenkranz hing. Besonders schön sah der Brunnen aus. Ein auf vier Stützen ruhendes Dächlein beschirmte das ummauerte, tiefe Loch. Darunter hing das Rad, an dem die Eimer liefen. Ein hohler Eichenstamm diente als Trog für das Tränken der Pferde. Auch eine Bank war da, auf der schon mancher müde Wanderer geruht und seinen Brotsack geöffnet hatte, wenn ihm die Pfennige fehlten für die Herberge. Der Brunnen war sozusagen das Rathhaus der Weibsleute; aber die groben Mannsleute nannten ihn das Klatschhaus, weil ihr Lebenswandel hier öfters beurteilt wurde. Kränze schmückten jetzt Pfosten und Dachrand; sogar zu oberst auf dem Dächlein leuchtete ein mächtiger Blumenstrauß.

Schon früh kamen zwölf Saumpferde an, beladen mit Fäßchen, Truhen und großen Ballen. Je drei hintereinander gekoppelte Tiere wurden von einem Säumer geführt und der Zug von vier bewaffneten Reitern begleitet. Gegen Mittag rannten Buben in die Burg herein und riefen: „Sie kommen, sie kommen! Der König kommt!“ — Nun lief einiges Volk zur Fährre hinunter, erhielt aber von der dort aufgestellten Wache die Weisung, sich nach Hause zu begeben.

Daraus zog der Krämer, der sich mit den andern Häuptern der Gemeinde am Tore aufgestellt hatte, den Schluß, seine wohlvorbereitete Ansprache müsse ungesprochen bleiben.

Da kam ein Trüpplein zum Tore hereingeritten mit zwei Schwerbewaffneten voran. Man riet hin und her, welches der König sei und welche von den Damen die Königin. Eiliche Neugierige hatten sich zum Schneider gesellt, der als Autorität galt im Fache der Weltkenntnis, denn er war weit herumgekommen in seiner Jugend, sogar bis nach Genf, und hatte auch bei Meistern mit vornehmer Kundschaft gearbeitet. Er belehrte sie: „König und Königin! Dummes Zeug! Den Vogel kennt man am Gefieder, die Leute an Gewand und Habitus. Der mit dem Spitzbart, feinem Tuchmantel und leichtem Degen ist ein Höfling. Hinter ihm reitet der lederne Kellermeister oder Schenk mit weinrothiger Nase. Der glattgeschabte Bleiche daneben, im grauen Wams, ist der Koch. Seine Hängeklappe kommt vom vielen Brühenkosten und Fingerleden. Die Weibsbilder sind Küchenjungfern. Und das Büblein, das hinter Körben auf dem Eselchen reitet, ist doch der Küchenjunge. Er mag wohl jetzt lachen, weil er einmal eine prügelfreie Stunde hat. Die Saumpferde tragen Kochgeräte und feine Gewürze in ihren Körben und Truhen.“

Einige Buben liefen zum Tore, um neue Kundschaft einzuziehen, fanden es aber von zwei Mann bewacht. Als sie sich anschickten, den Zaun zu erklettern zum Auspähen, nahm einer der Wächter einen Pfeil aus dem Köcher und legte ihn auf den Bogen. Dem deutlichen Wink folgte schleunigster Rückzug der Buben. Nun, bei der Herberge, wo die vom Schlosse zurückgekommenen Pferde abgelattelt und

eingestellt wurden, gab es auch etwas zu sehen für sie. Aber da löste ein Säumer seine kurzstielige, lange Peitsche vom Leibe und tat einen Schritt auf sie zu. Ausstreifen erschien zweckmäßig. So besetzte man denn einstweilen den Brunnen, der nach allen Seiten hin Aussicht bot.

Die Ankommenden schienen kein den Erwartungen der Laupener entsprechendes Bedürfnis nach einem großartigen Einzug in die Burg zu haben. Sie reisten nach ihrer Bequemlichkeit. Des Saanehindernisses wegen hatte sich ihr Zug schon unterwegs in Gruppen geteilt, welche die Fährre in kurzer Zeit bewältigen konnte. Um so länger dauerte das Bergnügen der Gaffer. Es rückten nun etwa zwei Dutzend Reiter an, schöne Leute mit glänzenden Waffen, die mit den lenthsamen Pferden verwachsen zu sein schienen. Sie ritten nur bis zur Herberge und saßen dort ab.

Nach geraumer Weile kam ein neuer Zug zum Tore herein. Voraus ritt auf starkem Pferde ein nicht mehr junger Mann, dessen Wohlgestalt ein Ringelpanzer sich anschmiegte. Ein metallbeschlagener Lederhelm schützte Kopf und Nacken. Es war Ritter Wilibald, der Hauptmann der Leibwache, den die Buben einhellig zum König wählten. Unter den drei Reitern hinter ihm wurde Helmut erkannt. Die Verschönerung der Burg schien ihm zu gefallen, denn er nickte Bekannten freundlich zu. Der Mann neben Helmut trug des Königs Feldzeichen: Auf blutrotem Schaft eine kleine Kugel, überhöht von einem goldenen Kreuze. Unter der Kugel flatterte eine Elle roter Seide mit schmalen Goldrande. Die Standarte bedeutete, des Königs Blutgewalt trage die von Christus beherrschte Erde. Ob der Pracht der folgenden Gruppe von Herren und Damen blieben den Laupenern die Mäuler offen, so glänzte es von Seide und Sammet, von silber- und golddurchwirktem Atlas und von kostbarem Geschmeide. Schade, daß die Herrlichkeit so rasch vorüberging. Es fiel besonders auf, daß die Damen seitwärts saßen auf ihren Pferden und bis zu den Füßen reichende, weite Gewänder trugen. Niemand konnte jetzt zweifeln, welches die Königin war. Aller Blicke fanden sie heraus und blieben auf ihr haften. Den etwas stolzen Ausdruck ihres jugendfrischen Gesichtes milderten ruhige Augen und eine ungezwungene Körperhaltung. In einem blau schillernden seidnen Kopftuch, das ihr über den Rücken herabhäng, glänzte ein goldenes Stirnband. Hildegard sagte zu ihrem Vater: „Die Königin könnte Trmengarths ältere Schwester sein, nur daß sie mehr der Mutter gleiche als der Ahne. Sie hat keine Krone nötig, um als Königin zu gelten. Der alte, müde Mann im roten Mantel neben ihr ist wohl der König.“ — Vater Rupold meinte: „Ungleiches Paar. Ein Wunder, wenn die beiden einander verstehen. Nun weiß ich, wie eine Königin aussieht und wie ein König nicht sein soll.“ — Ihnen folgten die Hofdamen, queckilberige, zierliche Jungfräulein, deren Augen wie auf der Suche nach lustigen Abenteuern umherstarrten.

Kaum hatte diese glänzende Kavalkade das Schloß erreicht, erschienen als letzte Gruppe des reisenden Königshofes einige Saumpferde, die in kleinen Säcken die Habseligkeiten der Leibwache trugen, und zum Schlusse ein Trüpplein jüngere Kriegerleute zu Fuß, deren Pferde als Lasttiere dienen mußten.

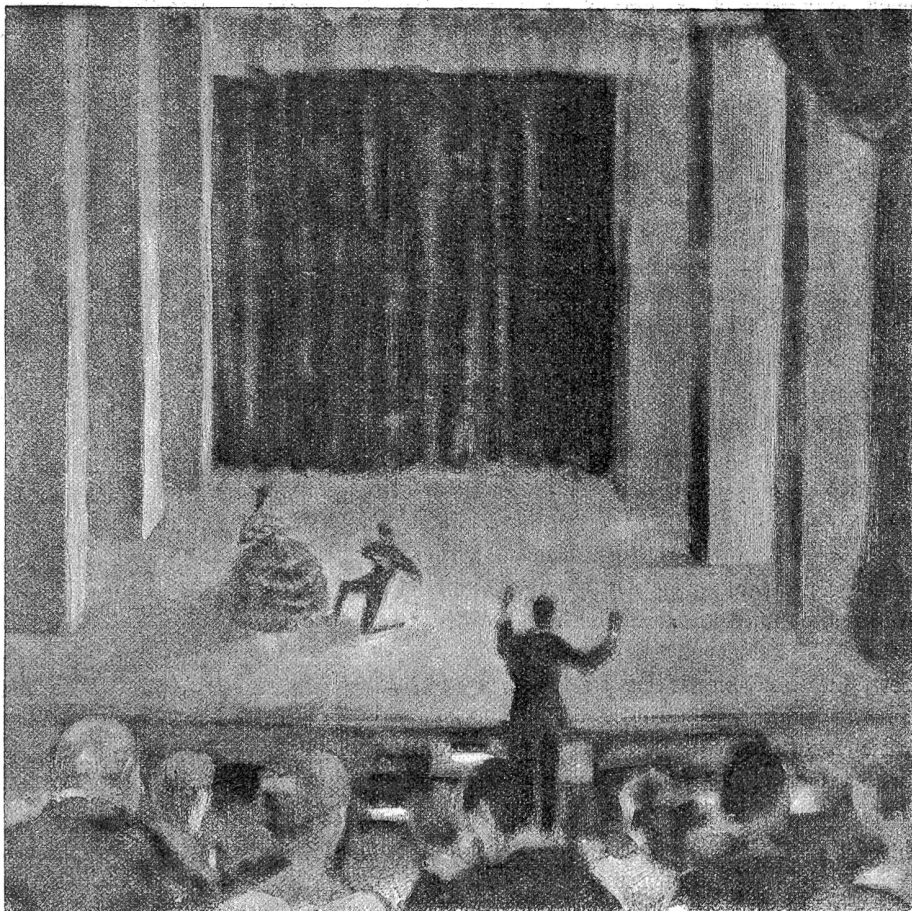
VII.

Durch des Kastellans und Helmut's Fürsorge wurde die große königliche Haushaltung ohne Reibung untergebracht. Beim Drechler nahmen Hauptmann und Waffenmeister Quartier, beim Krämer die beiden Schreiber des Kanzlers; des Schneiders Ursula war nicht wenig stolz darauf, daß Koch und Mundschenk ihre Giebelkammer zum Schlafen bezogen. Die Leibwache fand saubere Unterkunft in der Herberge, in deren großer Küche das Essen für so viele mit Leichtigkeit bereitet werden konnte. Die Handwerker und Geschäftsleute merkten den günstigen Wind vom ersten Tage an und rührten ihre Hände. Auch das junge Volk des Städtchens kam auf seine Rechnung. Denn die Uebungen der Leibwache, die ihre Pferde jeden Vormittag auf dem Bösingensfeld oder auf dem Almend tummelte, waren für Buben und Mädchen eine unvergleichliche Augenweide. Bald hatte jeder Knirps ein hölzernes Schwert. Die Zweikämpfe der jungen Streithähne ergötzten ihrerseits die Krieger an ihren freien Nachmittagen, besonders wenn sie ernst wurden und dann in den gewohnten Hosenlupf und Faustkampf übergingen.

Eines Tages erschienen drei Jünglinge in der Burg, deren einst schöne Kleider von einer längern Wanderung her schon ernstliche Schäden zeigten. Sie hatten in Italien studiert oder studieren sollen, waren aber mit ihrem Silber viel früher zu Ende gekommen, als die Eltern ihnen vorgerechnet, besonders weil neben der hohen Schule noch viel unvorhergesehene Dinge ihrem Wissensdrang entgegengekommen waren. Bis sie Nachschub von zu Hause erwarten konnten, zogen sie auf gut Glück als Musikanten in der Welt herum. Da es Vögel ihrer Art in weissen Landen mehr als genug gab, hatte es sie nach Hochburgund verschlagen, wo sie nun ihren Witz übten, um über die böse Zeit der Ebbe in ihrem Geldbeutel hinwegzukommen. Neben nicht geringer Zungenfertigkeit bildeten Trommel, Laute und Schalmel jetzt die Grundlage ihres Bestehens.

Sie setzten sich auf die Bank beim Brunnen, stimmten die Instrumente und lockten mit ihrem lustigen Spiele bald die gesamte in der Burg anwesende Jugend und viele Erwachsene herbei. Sogar der Wirt erschien und ersah in den Künstlern erwünschte Gehilfen, um sein Haus den Gästen angenehm zu machen. Sie erhielten einen Unterschlupf, und für ihres Leibes Notdurft war einstweilen gesorgt.

Ob schon die jungen Kriegerleute in der freien Zeit mit Vorliebe dem Ballspiel oblagen, klapperten bei Regenwetter die Würfel auf den Tischen der großen Wirtsstube. Doch wurde oft auch Platz gemacht zum Tanzvergnügen, besonders seitdem die lustigen Musikanten dazu anregten.



E. Stiefel: „Februar“.

Die modernsten Tänze, der Ridewanz und der Hopaldei, kamen so nach Laupen. Sie brachten die von einigen Frauen mit Verdacht angesehene Neuerung, daß sich auch Mädchen am Tanze beteiligten. Nach einigem Scheitern fanden sich bald Lernbegierige genug ein. Das neue Spiel gefiel den Mädchen besser als der ewiggleiche Ringeltanz oder gar nur das Takt schlagen zu den Sprüngen der Burschen. Ein paarweises Tanzen wäre noch als unanständig erschienen. Die „Neuen“ waren Reigentänze mit zierlichem Hin- und Herschreiten und einfachen Figuren.

Im Schlosse hatte Bernhard seine Wohnung über der großen Küche und der Backstube dem Kastellan abtreten müssen. Frau Tutta und Kinder waren zu seinem Bruder, dem Schmied, gezogen, wo die letztern von Hildegard betreut wurden, während Tutta selber im Schlosse nicht entbehrt werden konnte. Sie verwaltete die Vorräte und wußte dem königlichen Koch darüber Bescheid. Dieser hatte sogleich nachgesehen, was vorhanden war, und von Tutta vernommen, er solle nur rechtzeitig sagen, was er wünsche; es sei des Kastellans Wille, daß es ihm an nichts fehle. Der Koch gab nach kurzem Besinnen einen Küchenkriegsplan für mehrere Tage kund. Als er dann auch, als guter Taktiker, seine Leute sofort zu beschäftigen und alles in Gang zu setzen wußte, merkte Tutta, daß bei ihm etwas zu lernen war. Solches Wissen und Können imponierte ihr mehr als das vielleicht verborgene der andern Hofleute, dessen Nutzen niemand zu spüren bekam.

Im großen Saale des Palastes nahm eine lange Tafel den größten Raum ein. An ihrem Ende, vor dem Kamin, stand des Königs improvisierter Thron, rechts davon ein mit seidnen Kissen belegter Sessel für die Königin und um den Tisch herum sovieler Lehnstühle, als man hatte auf-treiben können. In einer Fensternische hatte der Kanzler seine Truhe abstellen lassen. Sie enthielt die wichtigsten Dokumente, Schreib- und Siegelwerkzeug, dazu einen Vorrat an Pergamentblättern und Papier, das die weite Reise von Damaskus in Syrien bis nach Laupen gemacht hatte. Die Truhe, deren Schlüssel er verwahrte, diente ihm als Sitz. Auf einem kleinen Tische davor entwarf er die königlichen Urkunden und Sendbriefe, die ein Schreiber nachher ausfertigte. — In einer andern Fensternische hatte sich der Kämmerer in ähnlicher Weise eingerichtet. Seine Truhe bewahrte die infolge von Schenkungen schon arg zusammengeschmolzenen Urbarien der königlichen Güter, die Verzeichnisse der Zölle und der Einnahmen aus vielerlei verpachteten Rechten, sowie die Buchhaltung über Einnahmen und Ausgaben des Hofes. Kleinere Truhen bargen das bare Geld, die Reichskleinodien und andere Kostbarkeiten, während das wertvolle gewöhnliche Tafelgeschirr dem Hofmeister anvertraut war. Der Kanzler stellte dem Kämmerer einen Kleriker als Schreiber zur Verfügung, da der Schatzmeister wohl geläufig lesen, mit der Feder aber nicht gut umgehen konnte.

In den beiden Fensternischen liefen momentan die Fäden der ganzen Reichsverwaltung zusammen. Es war kein kostspieliger Apparat, die Leistungen der Regierung aber auch danach, und dem König, so wenig wie andern damaligen und spätern Staatshäuptern, dämmerte die Erkenntnis noch nicht auf, daß es wesentlich anders sein könnte.

Kanzler und Kämmerer verkörperten auch die zwei politischen Parteien, zwischen denen der König hin- und herpendelte, bis er, dem stärkern Zuge folgend, sein Heil ganz bei der kaiserlich-kirchlichen suchte und sein Königreich im Deutschen Reiche aufgehen ließ. Der Gegensatz zwischen Kaiser und Papst war grundsätzlich schon vorhanden, trat aber erst in der nächsten Folgezeit in Erscheinung.

Schon wenige Tage nach seiner Ankunft in Laupen wurde der König durch die Umstände gezwungen zu einem weitem Schritt auf dem Wege zur völligen Abhängigkeit von seinem Neffen, dem Kaiser Heinrich II. Ein Bischof, dem sein Amt als Sinetur zugefallen war, wie damals häufig die Bischofsstühle zur Versorgung jüngerer Grafensöhne dienten, hatte seiner Abenteuerlust nicht widerstehen können und seine Stola öfters mit dem Harnisch vertauscht, um heimlich mit gleichgesinnten Kaufbolden die Gegend zwischen Lyon und Genf unsicher zu machen. Es war sogar ein Kloster dabei zu Schaden gekommen. Einer seiner Kumpane, der sich bei der Verteilung der Beute benachteiligt glaubte, hatte ihn verraten. Er weigerte sich, vor seinem Richter, dem Erzbischof von Lyon, zu erscheinen, weil ihn sein Bruder, ein mächtiger Graf, in Schutz nahm. Wie zum Hohn gegen königliche Befehle hatte die Bande neuerdings Kaufleute aus Genf überfallen und an Leib und Gut schwer geschädigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die ebenen Stufen.

Von Helmut Schilling.

(Schluss.)

Da kam er sich so gering vor gegenüber dem großen Freund, daß er das Leichteste, den Kampf, wieder aufnahm und demütig, leise vor sich hinsprach: „Ich bin doch viel zu jung, um so zu sein wie du!“

Der Wind überdeckte sein Wort, als lache er über den kleinen menschlichen Mut. Dann stieß er ihn ungeschlacht vor sich her, als er dem Meer und der Kieler Bucht entlang der Stadt entgegenging. Spät nach Mitternacht kam er dort an, bestellte in einer Kneipe ein heißes Getränk und schlief über dem Tische ein.

Zwei Tage lang war Jochen Hellers in den Straßen Kiels umhergewandert und hatte Arbeit gesucht. Er kannte die Gassen und die Gebäude und die Werften und den Hafen und die Quartiere der Vorstadt. Aber niemand kannte ihn. Er kam sich dennoch nicht einsamer vor als draußen auf der Landstraße. Denn auch hier sah er jene Leute, die ihm zunickten, als wüßten sie, daß er dasselbe Unglück trug wie sie selbst. Nur Arbeit fand er nicht.

Manchmal stand er vor einer Tür; und wenn sie sich öffnete, gewahrte er das blasse Gesicht des Schmieds dahinter, daß er sich wandte, ohne die ewig gleiche Frage zu stellen. Der Schmied verließ ihn nicht.

Nur wenn er durch das Viertel der Dirnen ging, dort in der zweiten Gasse, wo die häßlichen Weiber unter den Türen standen und sonst jedem Vorübergehenden zuwinkten, wußte er, daß er ganz einsam und armselig und schwach war. Die verlangten nach kräftigen Matrosen und Geld; so einen wie ihn wollten sie nicht.

Und als er spät in der dritten Nacht wieder dieselbe Kneipe aufsuchte, wo er fast nichts aß und in der ungewohnten Wärme bis zum frühesten Morgen blieb, in stetem Kampf gegen den Schlaf, da fragte ihn eine, was er denn eigentlich von ihnen wolle.

„Arbeit!“ sagte er müde und mißverständlich, und die Dirnen stiegen sich lachend in die breiten Hüften.

Aber ihre Aufmerksamkeit wuchs, als zwei Männer auf Jochen zutraten und ihn aufforderten zu folgen. Er ging mit ihnen hinaus und wurde in einem warmen Wachtlokal untergebracht. Dort mußte er umständlich von den letzten Wanderungen und Aufhalten erzählen, und am nächsten Morgen fuhr man mit ihm in einem Automobil zur Stadt hinaus.

Er erkannte die Wege. O wie lange waren sie gewesen, wie endlos lang und hart! Und wie glitten sie nun unter ihm dahin und waren mit ihren Bäumen, Büschen und Steinen eine lustige Erzählung, die viel zu schnell ihr Ende nahm. War das seine Straße, die ihm an den Füßen geklebt, diese Straße mit den fliegenden Zweigen und den wandernden Feldern seitab? Wie wogte und huschte das in einem leichtfüßigen Spiel! Jochen Hellers hatte die Hände andächtig auf seine Knie gelegt und staunend hinausgesehen, bis man in der Nähe der Fähre anhielt.

Da war wieder die Ruhe der Bäume um ihn, und alles war wie an jenem stillen Morgen. Nur auf der Straße standen viele Leute, herangekommen aus der weitesten Umgebung, und betrachteten ihn neugierig und mißtrauisch. Auf einem Wagen aber gewahrte er Anne, die ihn mit ihren großen Augen verwundert ansah, so wie damals, als er ihr zu verstehen gab, daß er trotz seiner schmalen Erscheinung nicht mehr ganz so jung sei und doch auch schon allerlei erlebt hätte. Ihr staunender, trauriger Blick haftete auf seiner Gestalt, bis plötzlich ein Zucken, ja fast ein Weinen über ihr Gesicht glitt, so daß sie sich hart wandte, auf die Pferde lospeitschte und in der Richtung der Fähre von dannen fuhr.